Lětopis 49 (2002) 2, 74–82

Elka Tschernokoshewa

Wozu braucht die Mehrheit eine Minderheit? Das Beispiel Bautzen*

Einleitung

Wozu braucht die Mehrheit eine Minderheit? Wenn ich auf diese Frage eine knappe Antwort geben müsste, würde ich sagen: Mit der Mehrheit und der Minderheit ist es so wie mit den Männern und den Frauen. Und warum die Männer die Frauen brauchen (manchmal auch die Frauen die Männer) – ich vermute, dass jeder hier eine eigene Antwort darauf hat. Vielleicht auch deshalb, um den eigenen Erfahrungshorizont zu erweitern, sich in den Augen der Anderen neu zu erfahren, sich mit Gegensätzlichem auszutauschen und so die Schönheit der „kleinen Unterschiede“ zu erleben. Und manchmal vielleicht, damit die Anderen Arbeiten für uns erledigen, die wir selbst nicht so gut können.

In der Entwicklung der Kinder gibt es eine Phase, wo Unterschiede zwischen den Geschlechtern kaum registriert werden. Danach kommt die Zeit, wo Unterschiede wichtig werden, sodass das Jugendleben weitgehend separat verläuft: hier die Gruppe der Jungs – da die Gruppe der Mädchen. Und dann, auf einer Geburtstagsparty, ist es so weit: Es sind Jungs und Mädels gemeinsam eingeladen, sie bringen Freunde und Freundinnen mit. Wie beunruhigend, wie spannend ist dieses Treffen; der Raum füllt sich mit den geheimnisvollen Anderen. Und wie im eigenen Leben gibt es auch im Leben der Gemeinschaft unterschiedliche Möglichkeiten des Umgangs mit Anderssein: Synkretismus ist eine Möglichkeit, wo die Unterschiede der Geschlechter noch nicht herausgearbeitet sind; Separation ist eine weitere Möglichkeit, wo die Unterschiede der Geschlechter getrennte, ja entgegengesetzte Welten gestatten; eine dritte ist die Einbeziehung der Anderen als Anderes. Erst bei dieser dritten Möglichkeit stellt sich unsere Frage, wozu wir Anderssein brauchen.

Wenn ich an den Anfang meines Vortrags über Minderheiten und Mehrheiten, also über ethnisch-kulturelle Unterschiede, eine Überlegung über geschlechtliche Unterschiede gestellt habe, so habe ich dies nicht aus rein rhetorischen Erwägungen getan. Sondern vielmehr deshalb, weil das Verhältnis zu den ethnisch-kulturellen Unterschieden sehr eng mit dem Verhältnis zu den geschlechtlichen Unterschieden zusammenhängt. Mehr noch: Sie gestalten sich gegenseitig, sie geben sich gegenseitig Kraft, sie sind Teile eines sozialen Organisationsprozesses.

Nun wollen wir aber für einen Moment die Frage beiseite lassen, was Männer oder Frauen voneinander lernen können, und wenden uns den ethnisch-kulturellen Minderheiten zu. Wodurch kann die Minderheit interessant für die Mehrheit sein? Welche Erfahrungen, Empfindlichkeiten und Fähigkeiten haben Minderheiten entwickelt, die für die Gemeinschaft heute von Bedeutung sein können? Anders gesagt: Wozu braucht

---

* Vortrag, gehalten auf dem deutschsprachigen Institutstag, dem Hauptbeitrag des Sorbischen Instituts zum 1000-jährigen Jubiläum der Stadt Bautzen (22. Mai 2002 im Gewandhaus). Für die Veröffentlichung wurde der essayistische Charakter des Textes beibehalten.

Bautzen seine Sorben? Aber nicht nur die Sorben, sondern auch andere Fremde: Grenzgänger, Einwanderer, Aussiedler, Leute aus unterschiedlichen Kulturen.

Drei Antworten möchte ich Ihnen vorschlagen.

1. Doppelleben

Das Leben von Minderheiten ist ein Doppelleben, ein Leben im Spagat, gelebte Transkulturalität. Vielleicht kann ich es so sagen: Das Interessante an den Sorben ist nicht so sehr, dass sie sorbisch sprechen, sondern dass sie zweisprachig sind: sorbisch und deutsch. Und dass sie zwischen den zwei Sprachen mehrmals am Tag, manchmal auch innerhalb eines Gesprächs wechseln können. Switchen, sagen die Wissenschaftler auf Englisch und verbinden damit eine hohe geistige Mobilität. Und die Gehirnforscher stellen eine Steigerung der Gehirnpotenziale fest. Das ist ein wesentliches Merkmal sowohl von autochthonen Minderheiten wie den Sorben als auch von Migranten und anderen Fremden. Sie bewegen sich zwischen den Sprachen des Herkunftslandes und des Gastlandes.

Aber es ist nicht nur die Sprache. Solche Leute besitzen eine mehrfache Perspektivität, sie können ein Problem aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten oder sie wissen mindestens, dass es unterschiedliche Standpunkte gibt. Unterschiedliche Wege zur Wahrheit, unterschiedliche Geschichten zu ein und demselben Ereignis. Sie können aus dem kulturellen Reservoir zweier oder mehrerer Kulturen schöpfen, sie sind mit den guten und den bösen Geistern zweier oder mehrerer Kulturen aufgewachsen. So erzählt z. B. die sorbische Lyrikerin Róža Domašcyna in ihrem Essay aus dem Jahr 1995 unter dem Titel „Warum das alles“ von den Brüchen und Ambivalenzen eines solchen Lebens im Spagat: „Ich entsinne mich der Schullektüre. Friedrich Schillers ‚Glocke‘ und das ‚Sorbische Bekenntnis‘ von Jakub Bart-Ćišinski.“ Aber es waren nicht so sehr Schiller und Ćišinski, die sie nachhaltig geprägt haben, sagt die Dichterin, sondern es war „viel Realbanalität“. Dazu gehört: die eigene Kindheit, die Dissonanzen in der stark religiösen Familie, die Mutter in Tracht und sie selbst im Minirock, die Mutter, die heimlich aus dem Schulbuch der Tochter das sorbische Alphabet lernt, die Berichte des Vaters vom Krieg, vom „deutschen Krieg“, besonders das, was er ausspart, seine Angstzustände, die sorbische Sprache, die oft verboten und bestenfalls still verachtet wurde, die LPG, die Grenzen, Zeitungsnachrichten über die gezielte Abtreibung von Mädchen in China, Redewendungen wie „pol’sche Wirtschaft“, „wend’sche Hanka“, „deutscher Michl“, „die Iwans“, Heimatlieder und was Heimatlieder verbergen. Und alles das gebündelt durch den tiefliegenden Wunsch (und Versuch), „anders zu sein“.[1]

Das, was die Lyrikerin hier reflektiert, gilt nicht nur für die Intellektuellen, sondern es sind Erfahrungen, die quer durch die verschiedenen Berufsgruppen und Schichten anzutreffen sind. Unsere empirischen Kulturforschungen in der Lausitz belegen das exemplarisch. Die Schüler am Sorbischen Gymnasium in Bautzen schreiben Aufsätze über Jurij Brězan und Thomas Mann, machen Rockmusik auf Sorbisch, Deutsch und Englisch, haben Freunde in Prag wie in Leipzig, beteiligen sich an Schüleraustauschprogrammen in den USA und in Polen, erfinden ihre Homepage auf Sorbisch, errichten

[1] Róža Domašcyna, Warum das alles? In: Jürgen Matschie, Doma. Fotografien aus der Lausitz. Bautzen 1995, S. 121–134.

ein sorbisches Dorf im Internet. Der Schülerchor singt eine bunte Palette von sorbischen, russischen, bulgarischen Liedern, beim Abi-Ball tanzen sie neben den modernen, meist englischsprachigen Songs ihren Choro – ähnlich wie er auch in Kroatien und Serbien getanzt wird; dann bewerben sie sich zum Studium in allen Himmelsrichtungen. Und wenn es genügend Arbeitsplätze in der Region gäbe, würden viele zurückkommen.

In der internationalen Kulturforschung/Anthropologie werden momentan diese Prozesse der Inter- und Transkulturalität verstärkt untersucht, sodass mehrere Wissenschaftler vergleichbare Erkenntnisse formulieren: „Frauen und Männer unterdrückter, marginalisierter Gruppen waren schon immer besser ausgebildet als ihre Beherrscher, denn sie mussten sowohl deren Sprache und Kultur lernen als auch ihre eigene.“[2] So lesen wir bei Ursula Riedel-Pfäfflin, deren Aufsatz den programmatischen Titel trägt: „Taking Place. Raum, Macht und Geschlecht – die Zukunft ist interdisziplinär, intergender, interkulturell, interökonomisch und interreligiös“.

Aber diese Art von Wissen wurde nicht immer von der Mehrheit positiv aufgenommen. Es gab Zeiten, da Zweisprachigkeit, Bikulturalität oder Multiperspektivität als Manko angesehen wurden, als Negativa für die Gemeinschaft, als etwas Böses, Unreines und zu Verachtendes. Ich will ein Beispiel dafür geben, es ist von dem Sprachwissenschaftler August Schleicher. Solche Beispiele können aus allen Bereichen der Gemeinschaft herangezogen werden. Das Zitat stammt aus dem Jahr 1851. Schleicher lehrte zu dieser Zeit am Lehrstuhl für slawische Philologie der Prager Universität, später besetzte er einen prominenten Lehrstuhl in Jena. Er war als Wissenschaftler zu seiner Zeit recht bekannt und galt als Demokrat. Auch heute steht er im Lehrprogramm der Universitäten. Das Zitat, das ich hier anführe, steht im Aufsatz „Über die Stellung der vergleichenden Sprachwissenschaft in mehrsprachigen Ländern“. Schleichers Fazit lautet, „dass auch in mehrsprachigen Ländern jedem Einwohner immer nur eine Sprache die heilige Geltung der Muttersprache haben dürfe: der Mensch soll kein Nationenzwitter werden, solche Geschöpfe sind, wie alle Zwitter – Missgeburten.“[3]

Schleicher argumentiert aus der Denkfigur der reinen, homogenen Kultur. Das war die dominante Denkfigur zur Zeit der Bildung von Nationalstaaten in Europa. In dieser Zeit wurde kulturelle Andersheit negativ bewertet oder marginalisiert. Assimilation oder Vernichtung – das waren die zwei Strategien, die der Nationalstaat und seine Reinheitsapostel beim Umgang mit kultureller Verschiedenheit entwickelten. „Ein national homogener Staat erscheint dann als etwas Normales; ein Staat, dem diese Homogenität fehlt, hat etwas Abnormes, den Frieden Gefährdendes.“ So steht es in der „Verfassungslehre“ von Carl Schmitt aus dem Jahr 1928 und Jürgen Habermas etwa setzt sich damit detailliert auseinander.[4]

Wir wissen heute einiges darüber, wann und wie diese Denkfigur der reinen Kultur entstanden ist und wie sie mit den wirtschaftlichen, politischen und geistigen Bewegungen der Zeit in Zusammenhang stand. Wir wissen, wie sie zuerst in romantische Denk-

---

[2] Ursula Riedel-Pfäfflin, Taking Place. Raum, Macht und Geschlecht – die Zukunft ist interdisziplinär, intergender, interkulturell, interökonomisch und interreligiös. In: Gender in Wissenschaft und Alltag. Hrsg. von der Koordinationsstelle Gender Studies. Dresden 2002, S. 21.

[3] August Schleicher, Über die Stellung der vergleichenden Sprachwissenschaft in mehrsprachigen Ländern. Prag 1851, S. 15.

[4] Jürgen Habermas, Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie. Frankfurt/Main 1997, S. 169.

konzepte, später auch in totalitäre politische Strukturen eingebaut wurde. Wir können belegen, wie Historiker, Volkskundler, Lehrer, Pfarrer, Politiker oder die Medien an dem Modell gearbeitet haben. Dabei wurden Erfahrungen, Empfindlichkeiten und Fähigkeiten von Minderheiten verschüttet, marginalisiert, degradiert. So wie diejenigen von Frauen auch. Noch heute lässt sich über dieses verschüttete Wissen und diese missachteten Eigenschaften nicht immer leicht sprechen. Immer noch muss man – oft aus der Defensive heraus – nachweisen, warum ein Doppelleben ein Reichtum ist. Ist das wirklich so schwer zu verstehen?

Das Doppelleben ist ein Reichtum, weil hier anstelle der Mono-Sicht eine Stereo-Sicht entwickelt wird. Leben im Spagat bedeutet höhere Flexibilitätskompetenzen, breitere Handlungsspielräume, mehr Mobilität, Auflockerung von Grenzen, das Ende der Eindeutigkeit. Und das ist es, was die Mehrheit von der Minderheit lernen kann. Denn durch die Globalisierung werden diese Fähigkeiten in Zukunft für alle erforderlich und förderlich sein. Mehrsprachigkeit, Kenntnis unterschiedlicher Kulturen, Mobilität – das sind die Qualitäten, die die heutige Zeit jedem Einzelnen abverlangt. Globalisierung bedeutet unter anderem globale Zirkulation von Waren und Dienstleistungen, von Zeichen und Informationen, Mobilität von Menschen, Virtualität von Welten, allgegenwärtige Präsenz von elektronischen Medien. Niemand kann sich dem entziehen. Das wissen auch jene, die von den Medien sehr verkürzt „Globalisierungsgegner" genannt werden, die aber oft nicht pauschal gegen die Globalisierung sind, sondern gegen die unausgewogenen bzw. demokratisch nicht ausreichend kontrollierten Formen der globalen Wirtschaft. Nicht zufällig organisieren sich auch diese „Globalisierungskritiker" global. Ja, wie sonst?

Das Leben heute ist global strukturiert. Je früher der Einzelne dies versteht, desto mehr Chancen hat er, sein eigenes Leben positiv zu gestalten und die Brüche und Veränderungen nicht nur als Bedrohung, sondern auch als Herausforderung zu nehmen. Und je ehrlicher und mutiger eine Gemeinschaft das anerkennt, anstatt bei den althergebrachten Reinheitsträumen zu verharren, die gegenwärtig jegliche wirtschaftliche Grundlage verloren haben, desto mehr Zukunftschancen besitzt sie. Und dazu kann die Stereo-Sicht der Minderheiten einiges beitragen.

Warum setzt sich diese Erkenntnis so schwer durch? Ich denke, es ist wie mit unserem aktuellen Schönheitsideal, das auf Schlankheit setzt – besonders, was die Frauen betrifft: Frauen müssen schlank sein. Die Mehrheit der Frauen ist aber nicht schlank. Die Mehrheit der Frauen quält sich mit Abmagerungskuren, hat ständig schlechtes Gewissen, viele werden dabei magersüchtig, einige sterben (die Statistiken sind erschreckend) und fast keine Frau ist glücklich mit ihrem Körper. Und das nur, weil die Gemeinschaft so eine eng zugeschnittene, schmal gehaltene Form zur Norm und Normalität erhoben hat. So ist es auch mit der Interkulturalität. Eine große Zahl von Menschen ist zweisprachig, kaum jemand bewegt sich nur innerhalb einer ethnischen oder nationalen Kultur, die Mehrheit der Leute lebt plural. Niemand ist Mono – nur einige tun so, weil die Gemeinschaft eine schmal geschnittene Form zur Norm und Normalität erhoben hat. Die Mehrheit braucht die Minderheit, um diesen bösen Spuk aufzubrechen, um dieses enge Korsett zu weiten. Aber es muss schon eine selbstbewusste Minderheit sein, die weiß, was sie „mehr" hat, und die nicht versucht, schlank zu sein, rein zu sein.

2. Der slawische Bonus

Nun komme ich zu dem zweiten Argument und ich nenne es: der slawische Bonus, der slawische Bonus für Bautzen, ja der slawische Bonus für Deutschland, womöglich auch für die Europäische Union, denn die Sorben sind zur Zeit neben den Kärntner und den Triester Slowenen die einzigen Slawen, die – ohne Migration – EU-Bürger sind.

Die Sorben sind eine große Chance für Deutschland. Denn hier, bei den Sorben, passiert etwas beinahe Unvorstellbares, etwas, das auch die Sorben nicht oft aussprechen wollen oder können: Hier treffen sich der große germanische und der große slawische Raum mit allen ihren unterschiedlichen Erfahrungen und Sensibilitäten, ihren Fertigkeiten, Sehnsüchten, Visionen. Hier vereint sich das Unvereinbare. „Böhmen liegt am Meer" – ein Gedicht von Ingeborg Bachmann symbolisiert dies für mich:

Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren
wieder.
Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.

(...)

Kommt her, ihr Böhmen alle, Seefahrer, Hafenhuren und
Schiffe
unverankert. Wollt ihr nicht böhmisch sein, Illyrer,
Veroneser,
und Venezianer alle. Spielt die Komödien, die lachen
machen

Und die zum Weinen sind. Und irrt euch hundertmal,
wie ich mich irrte und Proben nie bestand,
doch hab ich sie bestanden, ein um das andre Mal.

Wie Böhmen sie bestand und eines schönen Tags
ans Meer begnadigt wurde und jetzt am Wasser liegt.

Vielleicht hat Ingeborg Bachmann an die Vereinigung des Unvereinbaren gedacht, denn ihr Essay „Biographisches" fängt so an: „Ich habe meine Jugend in Kärnten verbracht, im Süden an der Grenze, in einem Tal, das zwei Namen hat – einen deutschen und einen slowenischen. Und das Haus, in dem seit Generationen meine Vorfahren wohnten – Österreicher und Windische –, trägt noch heute einen fremd klingenden Namen. So ist nahe der Grenze noch einmal die Grenze: die Grenze der Sprache – und ich war hüben und drüben zu Hause, mit den Geschichten von guten und bösen Geistern zweier und dreier Länder; denn über den Bergen, eine Wegstunde weit, liegt schon Italien."[5]

Die Beziehung sorbisch – deutsch oder auch Slawen – Deutsche beziehungsweise Ost-Europa – West-Europa ist keine einfache Beziehung. Historisch gab es unterschied-

[5] Ingeborg Bachmann, Biographisches. In: Bachmann, Werke. Hrsg. Christine Koschel u. a. München/Zürich 1993, Bd. 4, S. 301.

liche Phasen.[6] Wir wissen heute einiges darüber, wie das „negative Slawenbild" entstanden ist. Der deutsche Nationalstaat hat sich bei seiner Gründung durch die Abgrenzung einerseits nach Westen, zu Frankreich, andererseits nach Osten, zu Polen und „dem Slawenraum", definiert. Die Abgrenzung nach Osten war in der Preußenpolitik der Bismarck-Zeit eine wesentliche Konstituente. Die Überwindung der Feindschaften nach Osten wird für ein demokratisches Deutschland resp. Europa von großer Wichtigkeit sein. Ähnlich wie es die Überwindung der Feindschaften nach Westen nach dem Zweiten Weltkrieg war. Die Lausitz hat hier eine Vorreiterfunktion. Deshalb braucht sie ihre Sorben. Wir dürfen nicht vergessen: Die Öffnung Deutschlands zum Westen nach dem Zweiten Weltkrieg ist nicht im Selbstlauf geschehen. Es waren viel Mühe, Visionen und Geld notwendig, um dies zu erreichen. Beispielhaft nenne ich nur zwei Dinge: das gemeinsame Fernsehprogramm Arte und das Französisch-Deutsche Jugendwerk. Wichtig waren aber nicht allein die kulturellen Aktivitäten, sondern auch die gemeinsamen wirtschaftlichen Strukturen. Davon haben z. B. das Saarland und die gesamte Grenzregion profitiert.

Die grenzüberschreitenden Aktivitäten nach Osten werden ebenfalls viel Mühe, Visionen und Geld kosten. Kenntnisse der sorbischen Sprache und Kultur können hierbei nützlich sein. Mit der Ost-Erweiterung der EU werden neue Lebens- und Arbeitsräume entstehen. Davon sollten die Lausitz und ihre Bewohner profitieren. Nicht einfach als Brücke nach Osten – wie im gängigen Bild formuliert –, sondern ich würde lieber sagen: als gemeinsamer Raum, als pulsierendes Energiefeld, aus dem neue Formen des Zusammenlebens erwachsen.

Für Deutschland wäre von Belang, seine Grenze nach Osten positiv zu erleben, sodass die negativen Bilder des Nationalismus oder des Kalten Krieges überwunden werden, weil das Interesse für den Osten unserem Leben eine neue Lebensqualität gibt. Wer in West-Europa hat nicht irgendwann eine Sehnsucht nach dem slawischen Osten verspürt? Erinnert sei an solche Begriffe wie slawische Sensibilität, Sentimentalität oder Mentalität. Die Literatur hat viele Bilder der „slawischen Seele" entworfen, Bilder, hinter denen bestimmte Erfahrungen stehen. Wer kennt nicht die Faszination, die von dem Fremden im Osten ausgeht, so wie Thomas Mann es in seinem Roman „Der Zauberberg" an den Augen der aus Russland angereisten Madame Clawdia Chauchat beschreibt. So schreibt im Jahr 1957 auch der Maler Hans Grundig über Kleinwelka bei Bautzen in seinen Erinnerungen: „Jedes Jahr einmal im Sommer fuhr Mutter mit mir in die Ferien zu Mutters Mutter, die schon ein recht altes Mütterchen war. Wie war es schön bei ihr! Alles war anders als bei uns zu Hause. Ich hörte sie so gerne sprechen, obwohl ich meistens nichts verstand, weil sie sorbisch sprach." Und weiter: „Seltsam war es, welche merkwürdigen Formen die sonst so vertrauten Bäume annahmen. Die Telegrafendrähte sangen ein merkwürdig trautes Lied in die Ferne, die mir noch so fremd war. Wie weit, groß und schön war die Welt."[7]

Die Angst vor dem Fremden ist keine anthropologische Konstante, wie einige vielleicht glauben, die dem Geheimnisvollen keine Chance geben. Und gut daran ist, wer

---

[6] Vgl. Dietrich Scholze, Bautzen als politisches und kulturelles Zentrum der Sorben. In: Von Budissin nach Bautzen. Beiträge zur Geschichte der Stadt Bautzen. Hrsg. vom Stadtarchiv Bautzen. Bautzen 2002, S. 30–44.

[7] Hans Grundig, Erinnerung an Kindheitseindrücke in Kleinwelka bei Bautzen. In: Meine Landsleute. Die Sorben und die Lausitz im Zeugnis deutscher Zeitgenossen. Hrsg. von Hartmut Zwahr. Bautzen 1984, S. 479 f.

dabei einen slawischen Bonus hat, denn das Europa der Zukunft ist ohne seine slawische Komponente kaum denkbar.

3. Übungen im Dialog

Nun kommen wir zu dem dritten Argument. Ich nenne es: Übungen im Dialog.

Die besondere Optik und Sensibilität der Sorben hat eine strukturelle Bedeutung für das gegenwärtige Gemeinschaftsleben in Deutschland, wo sich alle in der schweren Kunst des Dialogs üben. Denn der Dialog ist eine heikle Sache. Für einen Dialog reicht bei weitem nicht die Tatsache, dass es zwei Seiten gibt. Dialog bedeutet, sich auf die andere Seite einzulassen, etwas von ihr aufzugreifen und auf alle Fälle das Andersartige als gleichwertig und gleichberechtigt zu behandeln. Der Dialog lässt immer Raum für eine Umkehrung der Rollen. Das ist sein Signum. Jenseits der Möglichkeit, die Rollen zu tauschen, die Rollen umzudrehen – wenn auch nur für einen Augenblick – hat jedes Reden von Dialog keinen Sinn. Der russische Semiotiker Jurij Lotman hat sich mit dem Prinzip des Dialogs beschäftigt und dieses Prinzip an der Beziehung Mutter – Kind beschrieben: Wenn die stillende Mutter die Laute und die Mimik des Säuglings nachahmt. Umgekehrt ahmt das Kind die Laute und das Lächeln der Mutter nach. In diesem Modell lernen beide voneinander. Das unterscheidet nach Lotman den Dialog von der Praxis der Dressur.[8] Ein anderer russischer Kulturwissenschaftler, Michail Bachtin, hat den Karneval als einen dialogischen Raum beschrieben, wo eine spielerische Umkehr der Rollen praktiziert wird. Die höchste Form des humanen Miteinander – so hat es Bachtin in seinem Text über Rabelais dargelegt.[9]

Bautzen hat etwas Karnevalistisches in Bachtins Sinne, etwas Dialogisches in dem Moment, wenn Andersheit sichtbar und diese Andersheit als gleichwertig empfunden wird: Wenn die unterschiedlichen Kulturen und Lebensstile frei praktiziert, die Plätze und Rollen getauscht werden und die jeweilige Kultur nicht als Ausgrenzung, sondern als Einladung an alle verstanden wird. Das Programm zum Bautzener Festjahr gibt die Möglichkeit für solch einen karnevalistischen Dialog. Wichtig ist, inwieweit diese Möglichkeit wahrgenommen wird.

Die Sichtbarkeit von Andersheit prägt den Dialog der Perspektiven. Wenn Andersheit sich angleichen muss, dann verstummt der Dialog, wie etwa in der Zeit des Nationalsozialismus. So weist ein Buch über Bautzen von 1940 auf „uralte“ Bräuche der Region hin, sie werden aber vom Autor „echt deutsche“ Bräuche genannt: „Wie in vielen Gegenden Deutschlands ziehen auch hier am ersten Osterfeiertag die Osterreiter zu ihrem Flurritt aus. (...) Lange vor Ostern schon wird das ewige Geheimnis des Frühlings auf gut deutsche Art gefeiert. Es ist Vogelhochzeit – zum Entzücken aller Kinder, die ihre Teller vor die Fenster stellen und sie am Morgen reich beschenkt mit Süßigkeiten wieder hereinholen können.“[10]

Was ich hier besonders betonen will, ist, dass die Übung im Dialog eine neue Vorstellung von Demokratie beinhaltet. Und es ist eine neue Etappe des Umgangs mit Andersheit, mit anderen Kulturen, mit Differenz. Die erste Vorstellung von Demokratie

---

8 Jurij Lotman, Über die Semiosphäre. In: Zeitschrift für Semiotik, Bd. 12, 1990, H. 4, S. 298.

9 Michail Bachtin, Rabelais und seine Welt, Frankfurt/Main 1987.

10 Franz Laschinger (Hrsg.), Wehrhafte deutsche Stadt. Das tausendjährige Bautzen im Bild, Bautzen 1940, S. 30.

betonte die Gleichwertigkeit von Menschen und Kulturen und stellte sich das Ziel, Gleichheit durchzusetzen. Oft wurde dabei Gleichheit als Nivellierung der Unterschiede, als Gleichmachung der differenten Erfahrungen und Fertigkeiten unterschiedlicher Kulturen gedacht. So war das auch in der Frauenbewegung.

Das wichtigste Anliegen der ersten Frauenbewegung war es, die Gleichwertigkeit, die Gleichrangigkeit der Frauen aufzuzeigen und ihre Gleichstellung in allen Bereichen zu fordern. Später, in der neuen Frauenbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg, sollten die konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen der Frauen neu gefasst und zum Ausdruck gebracht werden. Heute, d. h. in den letzten fünf oder zehn Jahren, geht es in der Geschlechterpolitik und Geschlechterforschung verstärkt darum, die besonderen Erfahrungen, Sensibilitäten, Kompetenzen von Frauen wie von Männern zu beachten, Räume für ihre jeweilige Entwicklung zu schaffen, Zeit dafür zu lassen, sodass der ganze Reichtum der Differenzen in die Gemeinschaft hineingetragen wird. Es geht darum, die Differenzen für das Gemeinwohl sichtbar und nützlich zu machen, sodass Gleichheit keine Nivellierung von Unterschieden bedeutet, keine Suche nach einer einzigen Wahrheit, sondern gleiche Chancen für die spezifischen Entfaltungen, für die unterschiedlichen Erfahrungen, für diverse Lebensmodelle und Lebensperspektiven. In der Geschlechterpolitik trägt dieses Programm den Titel „Gender Mainstreaming“ und wird in der Europäischen Union als Modell propagiert. Bautzen hat mit seiner Konferenz im März 2002 einen großen Schritt in dieser Richtung getan und könnte zu den Vorreitern von Gender Mainstreaming in Sachsen und darüber hinaus zählen.

Was die ethnisch-kulturellen Differenzen betrifft, so durchläuft die Gemeinschaft die gleichen Etappen. Auch in dieser Richtung braucht die Gemeinschaft Andersheit und Differenz: Mobilität, Querdenken, unkonventionelle Lösungen, Kreativität. Das weiß die Wirtschaft oft besser zu schätzen, als die Politik es tut. Ich könnte mir vorstellen, dass morgen auch Minderheiten-Mainstreaming auf der Tagesordnung stehen wird. In diesem Sinne ist vorteilhaft, dass Bautzen seine Minderheiten hat, ebenso wie es gut ist, dass es seine Frauen hat.

Die großen Philosophen unserer Zeit denken darüber nach. Die neue Vorstellung von Organisation der Gemeinschaft hat Jürgen Habermas den „für Differenzen hoch empfindlichen Universalismus“ genannt. Und er definiert in seinem Buch „Die Einbeziehung des Anderen“ folgendermaßen: „Der gleiche Respekt für jedermann erstreckt sich nicht auf Gleichartige, sondern auf die Person des Anderen oder der Anderen in ihrer Andersartigkeit. Und das solidarische Einstehen für den Anderen *als einen von uns* bezieht sich auf das flexible »Wir« einer Gemeinschaft, die allem Substanziellen widerstrebt und ihre porösen Grenzen immer weiter hinausschiebt. Diese moralische Gemeinschaft konstituiert sich allein über die negative Idee der Abschaffung von Diskriminierung und Leid sowie der Einbeziehung der – und des – Marginalisierten in eine wechselseitige Rücksichtnahme. Diese konstruktiv entworfene Gemeinschaft ist kein Kollektiv, das uniformierte Angehörige zur Affirmation der je eigenen Art nötigen würde. Einbeziehung heißt hier nicht Einschließen ins Eigene und Abschließen gegens Andere. Die »Einbeziehung des Anderen« besagt vielmehr, dass die Grenzen der Gemeinschaft für alle offen sind – auch und gerade für diejenigen, die füreinander Fremde sind und Fremde bleiben wollen.“[11]

---

[11] Jürgen Habermas, a. a. O., S. 7 f.

Fazit

In dem Roman „Krabat oder Die Bewahrung der Welt“ (1995) von Jurij Brězan sagt die schöne Signe: „Das Entweder-Oder ist tot. Oder – es tötet uns.“ Diese Überlegung hat seit den Ereignissen vom 11. September 2001 und den acht Monaten danach eine zusätzliche, uns alle betreffende Dramatik erfahren. Das Denken in Dualismen, in Entweder-Oder-Modellen, in Feindbildern, in Achsen des Bösen oder wie immer sie heißen, erschwert „die Einbeziehung des Anderen“. Zugleich wird immer deutlicher, dass die globale Welt, auch die globale Wirtschaft ohne die Einbeziehung des Anderen ein Nonsens ist. Vor allem dann, wenn wir friedliche Lösungen unserer Probleme erstreben. Das Nachdenken über unsere Fremden, unsere Minderheiten kann uns dabei helfen.

Nach meinem Verständnis ist es eine echte Chance für die Deutschen, dass sie die Sorben haben: Damit sie nicht in Reinheitsträume und Strategien der Separation verfallen, damit sie Dialog mit den Anderen üben und somit auch ihr Image im Ausland verbessern, damit sie sich weiter zum slawischen Osten öffnen und ihre Grenzen im Osten positiv erleben, schließlich damit sie sich in einer multikulturell werdenden Welt heimisch fühlen können. Die deutsche Bevölkerung braucht die Sorben. Nur manchmal weiß sie es nicht. Es liegt an den Sorben, sie dafür empfänglich machen, sie auf die spannende Reise zu den hybriden Welten mitzunehmen. Eine Reise zu nahen fernen Ufern, von der beide Seiten gefestigt zurückkehren werden.